

Ulrich Wandruszka (Klagenfurt)

Was soll eine vergleichende (romanische) Sprachwissenschaft heute leisten?

Als der Referent, der die Ehre hat, dieses illustre Kolloquium zu eröffnen, ergreife ich die Gelegenheit, um ein paar sehr allgemeine und vorläufige Überlegungen zum Vergleich in der Sprachwissenschaft und speziell in der romanischen Sprachwissenschaft anzustellen. Ich beginne mit einem berühmten französischen Sprichwort, das hier möglicherweise noch von anderen bemüht werden wird – jedenfalls würde ich dann der erste gewesen sein – nämlich *comparaison n'est pas raison*, das im Dictionnaire Robert wie folgt interpretiert wird: «Une comparaison n'est pas un argument, ne prouve rien». Ich halte diese Behauptung nicht für völlig zutreffend, aber auch nicht für völlig unzutreffend. Man könnte sagen, dass der Vergleich als solcher noch nicht die ganze Wahrheit und Erkenntnis ist, sehr wohl aber eine Voraussetzung für tiefere Einsichten und vielleicht sogar eine notwendige Voraussetzung. Notwendig deshalb, weil unser analytisches Denken und unsere differenzierende, klassifizierende Wahrnehmung durchwegs mit Vergleichen operiert. Jede Unterscheidung im Sinne einer Subklassifikation beruht auf einem Vergleich. Dies gilt natürlich auch für die Klassen- und Kategorienbildung in der Sprachwissenschaft: der Begriff des analytischen Sprachbaues oder der analytischen Sprache ergab sich, durch Vergleich, aus der Existenz nicht-analytischer, synthetischer Sprachen und umgekehrt; die genaue Erfassung der Funktionen des Modus Indikativ ergibt sich aus dem Vergleich mit den Funktionen und Verwendungsbedingungen des Konjunktivs; die Beschreibung der Funktionen des Imperfekts ergibt sich aus dem Vergleich mit denjenigen des Perfekts etc. Um so mehr gilt dies für die genealogische Verortung einzelner Sprachen oder Dialekte: die Zuordnung des Friaulischen zum Rätoromanischen ergibt sich aus einem Vergleich des Friaulischen mit rätoromanischen und nicht-rätoromanischen Sprachen, insbesondere mit dem Italienischen. Historisch-diachronische Sprachwissenschaft ist zwangsläufig vergleichend, indem sie verschiedene historische Zustände einer Sprache aufeinander bezieht. In allen Fällen aber ist der Vergleich von grundsätzlicher heuristischer Bedeutung, da Phänomene einer Spra-

che A oft erst durch die Feststellung ihrer Andersartigkeit oder ihres Fehlens in einer Sprache B deutlich als solche wahrgenommen und verstanden werden. So etwa die unterschiedliche Grundwortstellung des Deutschen einerseits und der romanischen Sprachen andererseits, deren Regeln, die im übrigen weitgehend auf denselben Natürlichkeitsprinzipien basieren, erst durch die unmittelbare Gegenüberstellung klar zu erkennen und zu formulieren sind; zumindest wird die Erkenntnis dadurch befördert.

Wenn also alles Vergleich ist – und damit kommen wir auf unsere Kolloquiums-Frage zurück –, was sollte dann eine nicht-vergleichende Sprachwissenschaft sein, oder anders formuliert, wodurch würde sich eine vergleichende Sprachwissenschaft von einer Sprachwissenschaft *tout court* eigentlich grundsätzlich unterscheiden? Genau dies müssten wir aber wissen, wenn wir zu der Kolloquiumsfrage Stellung nehmen sollen, die ja nicht lautet, «Was kann die romanische Sprachwissenschaft heute (noch) leisten?». Im Übrigen lässt die Formulierung dieser Frage durch das in Klammern gesetzte Adverb *noch* zwei Deutungen zu. Gefragt sein könnte, ob das traditionelle Paradigma der historisch-vergleichenden romanischen Sprachwissenschaft bereits ausgereizt ist oder als solches vielleicht doch noch etwas hergibt. Es könnte aber auch gefragt sein, ob über die historisch-vergleichende hinaus eine andere, neuartige vergleichende romanische Sprachwissenschaft vorstellbar wäre. Auch wenn eher Letzteres gemeint sein sollte, ist ein Blick auf das historisch-vergleichende Programm in unserem Zusammenhang erhellend. Dort nämlich war der Vergleich verschiedener Sprachen nicht Selbstzweck oder einfach allgemeines heuristisches Verfahren, sondern er diente als Methode einem bestimmten Erkenntnisziel, war also Mittel zum Zweck, weshalb man auch häufig von der historisch-vergleichenden «Methode» gesprochen hat. Der Zweck des Vergleichens war die Rekonstruktion gemeinsamer Ausgangssprachen und Sprachzustände und generell die Genealogie der indoeuropäischen Sprachenfamilie; man würde heute von Entdeckungsprozeduren sprechen. In der Romanistik ging es speziell um die Rekonstruktion des Vulgärlateins bzw. des Gemeinromanischen mittels des Vergleichs der Gegebenheiten in verschiedenen romanischen Sprachen, die sich zwingend aus einer gemeinsamen Vorstufe herleiten lassen müssen. Vergleicht man etwa, um ein bekanntes Beispiel zu nennen, die Formen für die 3.Pers.Plur.Ind.Perf. in den romanischen Sprachen: afrz. *distrent*, frz. *dirent*, afrz./frz. *firent*, ital. *dissero*, *fecero*, rum. *ziseră*, *făcură*. so ist zu erkennen, dass der Akzent überall auf der Stammsilbe liegt

und der gemeinsame Ausgangspunkt daher die *klat.* Variante *dixērunt* mit kurzem unbetonten *ē* sein muss.

Diese eindeutige Zweckausrichtung und Instrumentalisierung des Vergleichs in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft bringt uns auf die Frage, welchem spezifischen Zweck der Vergleich in einer «neuen» vergleichenden romanischen Sprachwissenschaft dienen sollte und welches die Erkenntnisziele eines solchen Ansatzes sein könnten. Vergleich um des Vergleiches Willen kann es wohl nicht sein, denn *comparaison n'est pas raison*. Es steht zu vermuten, dass es sich bei den Fragen, die mit einer derartigen romanischen Sprachwissenschaft möglicherweise beantwortet werden sollen, nicht um grundsätzlich neue Fragen handeln wird – auch wenn dies nicht von vornherein auszuschließen ist –, aber eventuell um alte Fragen in einem anderen Licht und Kontext und mit einem anderen, erweiterten Erkenntnisinteresse.

Lassen Sie mich dies versuchsweise an einem konkreten Beispiel aus der Syntax demonstrieren. Die Gebrauchsregeln des neufranzösischen *subjonctif* lassen sich auch rein einzelsprachlich ohne interlingualen Vergleich beschreiben, wie es etwa in jeder praktischen Französischgrammatik geschieht. Zu einem tieferen Verständnis dieser nicht immer ohne weiteres rational nachvollziehbaren Regeln und damit möglicherweise auch zu einer klareren Regelformulierung gelangt man freilich erst durch den Vergleich. Dies kann ein Vergleich mit vorangegangenen Sprachstufen bis hin zum klassischen Latein sein oder eben ein Vergleich mit anderen romanischen Sprachen. Selbst wenn man in diesem Fall noch nicht unbedingt von vergleichender Sprachwissenschaft reden würde, da es in erster Linie um eine fundiertere Beschreibung der neufranzösischen Gegebenheiten geht, wird die Diskussion über diesen Modus damit auf eine höheres Niveau gehoben. So braucht man sich z.B. nicht mehr über den «subjonctif illogique» nach negiertem *douter* zu ereifern, wenn man sieht, dass es diesen bereits im Lateinischen gegeben hat: Konjunktiv sowohl nach *dubito quin* als auch nach *non dubito quin*. Der Vorwurf der Unlogik wäre daher zunächst einmal dem Lateinischen gegenüber zu erheben, und man müßte sich mit dem Phänomen auseinandersetzen, dass so «unlogische» Konstruktionen über Jahrtausende stabil bleiben konnten. Die Feststellung, dass der Konjunktiv nach bewertenden Prädikaten wie in *je suis heureux que tu sois arrivée* nicht nur im Französischen vorkommt, sondern analog auch in anderen romanischen Sprachen, macht deutlich, dass man es hier ebenfalls nicht mit einer französischen Kuriosität (des 17. Jahrhunderts) zu tun hat, sondern offenbar mit einem echten Wesenszug

dieses lateinisch-romanischen Modus. Der analysierende Linguist sieht sich gezwungen, ernsthaft über eine alternative Hypothese zu der gängigen Vorstellung des *subjonctif* als Modus der Unsicherheit und des Zweifels nachzudenken.

Der Vergleich kann auch noch entschiedener zum Ausgangspunkt der Überlegungen gemacht werden – und dort könnte ein Objektbereich für eine «neue» vergleichende romanische Sprachwissenschaft gesehen werden. Durch den Vergleich der so gut dokumentierten romanischen Sprachen und Dialekte einschließlich ihres historischen Wandels durch die Jahrhunderte lässt sich – um bei unserem Beispiel zu bleiben – sehr viel über die eigentliche Funktion des Konjunktivs und mögliche Formen der Entwicklung dieser zentralen Kategorie der menschlichen Sprache in Erfahrung bringen. Es geht dann also nicht mehr oder nicht mehr nur um romanistische Fragestellungen und romanistisches Erkenntnisinteresse an einem möglicherweise typischen romanischen Phänomen. Es geht vielmehr darum, die bereits aufgearbeitete ungeheure Datenmenge aus den romanischen Sprachen sowie die solide Detailkenntnis der Romanisten in einem höheren Maße als bisher für die allgemeine sprachwissenschaftliche und sprachtheoretische Diskussion verfügbar zu machen. Nicht zuletzt auch um einem verbreiteten Fakteneklektizismus und -dilettantismus in der modernen allgemeinen und theoretischen Linguistik entgegenzusteuern – darüber hinaus übrigens auch einer gelegentlich deprimierenden Unkenntnis der jeweils bereits geleisteten einzelphilologischen, traditionellen Forschung. Es sei hinzugefügt, dass die Romanisten andererseits gelegentlich Gefahr laufen, vor lauter Detail-Bäumen den Wald, also die Gesamtgestalt und den größeren Zusammenhang bzw. die linguistischen Grundfragen, aus den Augen zu verlieren oder nicht entschieden genug herauszuarbeiten, was eben durch eine vergleichende romanische Sprachwissenschaft in diesem Sinne korrigiert werden könnte. Dies sollte freilich nicht dazu führen, dass die gesamte romanische Sprachwissenschaft in der allgemeinen Linguistik aufgeht, sondern lediglich dazu, dass ein spezielles Forschungsprogramm oder jedenfalls eine Forschungsperspektive konzipiert wird – eine Art Brücke zwischen romanischer und allgemeiner Sprachwissenschaft, in der Absicht, die Stärken der Romanistik nachdrücklicher in die globale linguistische Auseinandersetzung einzubringen. Es liegt aber auf der Hand, dass eine solche Erweiterung des Blickfeldes auch der Lösung traditioneller innerromanistischer Beschreibungsprobleme zugute käme und auf diesem Wege die eine oder andere Aporie überwunden werden könnte.

Dies gilt zumal für die historische Perspektive, also die Erforschung der Entwicklungszyklen der menschlichen Sprachen und die Formen der Ausgliederung von Tochtersprachen einer gemeinsamen Mutter im Spannungsfeld von sprach(typ)inhärenten Tendenzen und Sub-, Super- und Adstrateinflüssen. Wo könnte man diese allgemeinen Entwicklungsmuster besser studieren, als auf dem immensen Anschauungsfeld vom vor-klassischen Latein bis zu den französischen Kreolsprachen und den Varietäten der Mündlichkeit in den zeitgenössischen romanischen Sprachen? Fast alle bemerkenswerten Phänomene der Sprachen der Welt lassen sich ja in der einen oder anderen Form bereits hier finden. Die Frage, wie sich die romanischen Sprachen auseinanderentwickelt haben, ist dann programmatisch zu der Frage zu erweitern, welche allgemeinen Prinzipien und Tendenzen bei der Auseinanderentwicklung von Tochtersprachen sich beim Studium der romanischen Gegebenheiten erkennen und in anderen Sprachfamilien wiederfinden lassen. Anzuschließen ist also der systematische Vergleich mit nicht-romanischen Sprachen, für die es dann freilich eine entsprechende «neue» vergleichende Sprachwissenschaft geben sollte. So wird, um unser Subjonctif-Beispiel noch einmal zu bemühen, der Vergleich mit dem Modus etwa im deutschen Nebensatz, wo fast ausschließlich der Indikativ verwendet wird – außer in der indirekten Rede, wo er in den romanischen Sprachen gerade nicht auftritt –, dem Betrachter die Augen öffnen für die weitgehende Funktionslosigkeit des romanischen Konjunktivs im Nebensatz und seinen damit zu erklärenden ungeordneten Rückzug in allen romanischen Sprachen, wenn auch in unterschiedlichem Tempo. Dieser Befund ist interessant im Hinblick auf die Frage nach der prinzipiellen Redundanz expliziter Modusdifferenzierung im untergeordneten Satz und darüber hinaus für den Zusammenhang von Modus, Modalität und der Entstehung des Nebensatzes aus dem Hauptsatz. Man gelangt so auf empirischem Weg zu zentralen Problemen der menschlichen Sprache und überwindet eine sich im Kreise bewegende, von unhinterfragten Prämissen ausgehende einzelsprachliche Diskussion, wie eben die, die seit Jahrhunderten über den französischen *subjonctif* geführt wird.

Ähnliches gilt für den Erkenntnisgewinn, der sich aus einem systematischen Vergleich der romanischen Tempussysteme und ihrer historischen Entwicklung ergeben kann: Erkenntnisse über das Verhältnis von Tempus und Aspekt sowie von synthetischer und periphrastischer Wiedergabe derartiger Inhalte. Von typologischem Interesse wäre in diesem Kontext etwa die trendwidrige Ausbreitung und Generalisierung des synthetischen

pretérito indefinido auf Kosten des analytischen Perfekts im modernen Spanisch. Besonders aufschlussreich ist natürlich der Auf- und Ausbau neuer Tempus- bzw. Aspektsysteme in den Kreolsprachen. Erfolgversprechend erschien mir auch eine vertiefte vergleichende Untersuchung des Verhältnisses von Tempus und Texttyp im Rahmen einer Weiterentwicklung des Weinrichschen Ansatzes. Man gelangt hierüber zu wichtigen Phänomenen der Pragmatik, im Besonderen der Deixis und der in den sprachlichen Kategorien zum Ausdruck kommenden subjektiven Wahrnehmung der Realität durch den Sprecher, das heißt also zu zentralen Fragestellungen der kognitiven Linguistik.

Im Bereich der Morphologie und Morphosyntax wären die romanischen Daten im Detail zu erheben, um über das Verhältnis von Präfigierung und Suffigierung bzw. Klitisierung und der Entstehung von Flexionsparadigmen vor dem Hintergrund der sog. Suffixpräferenz zu forschen. In diesen Kontext ist auch die Diskussion um den Status des französischen Subjektpronomens als Präfix oder Klitikon zu stellen, für die vor allem ein Vergleich mit den Gegebenheiten des Friaulischen förderlich ist. Auch eine vergleichende romanische Wortbildung ist von hohem Wert für die Entdeckung der Grundgesetze dieser Komponente der menschlichen Sprache; innerromanisch auffallend ist etwa die Zunahme des Bildungsmusters der Komposition in postdeterminierenden Sprachen – sowie die ungebrochene Vitalität der Suffigierung ebendort. Ein weiteres wichtiges Element dieses Fragenkomplexes, zu dem die Romanistik viel beizutragen hätte, ist die Entstehung und der Funktionswandel des (in)definiten Artikels und verwandter Determinatoren. Dies alles sind Themen, die in der zeitgenössischen allgemeinen und theoretischen Linguistik intensiv erörtert werden. Die Romanisten jedoch, von sich häufenden Einzelfällen abgesehen, beteiligen sich trotz (oder gerade wegen?) der ihnen zur Verfügung stehenden Fülle und Vielfalt von Material und bereits geleisteter Forschung eher zurückhaltend an diesen weltweit geführten Auseinandersetzungen.

Unter allgemeinlinguistischem Aspekt ergiebig wäre auch ein detaillierter Vergleich der Gemeinsamkeiten und Differenzen der Wort- und Satzgliedstellung in den romanischen Sprachen aus syn- und diachronischer Perspektive, so etwa im Hinblick auf die Möglichkeit von Klammerkonstruktionen oder die ebenfalls seit Jahrhunderten diskutierte Frage der Subjektinversion, die z.B. im Spanischen auch noch andere Funktionen haben kann als die, das Subjekt in Rhemaposition zu bringen. Das Ganze ist sinnvollerweise wieder vor dem Hintergrund der speziellen

deutschen Wortstellungsmuster in Haupt- und Nebensatz zu behandeln. Eine interessante, aus dem Lateinischen ererbte Besonderheit der romanischen Sprachen ist die differenzierte Stellung des Adjektivs vor und / oder nach dem Nomen, wodurch mehrere Adjektivklassen bzw. mehrere Verwendungsweisen und Funktionen von Adjektiven klar unterschieden werden. Hier bietet sich ein ideales Anschauungsfeld zum Verhältnis von Syntax, Semantik und Informationsstruktur bzw. Informationsdarbietung, das auch mit analogen Regularitäten bei der Satzgliedstellung in Beziehung zu setzen ist. Bei alledem ist gerade auch auf gemeinromanische Entwicklungen Bedacht zu nehmen, um dem von Sapir als *drift* bezeichneten Phänomen nachzuspüren, wie etwa die in den romanischen Sprachen zu beobachtende wiederkehrende Tendenz zu einer vermehrten Voranstellung der Adjektive oder, die Satzgliedstellung betreffend, die Einschränkung der Klammerkonstruktion und die eindeutige Funktionalisierung der Subjektinversion. Überhaupt ist das Phänomen des gemeinsamen oder analogen Wandels der romanischen Sprachen im Grunde bemerkenswerter als ihre ja eher zu erwartende Differenzierung durch Raum und Zeit.

Lediglich erwähnt sei abschließend der ganze Bereich der Varietätenlinguistik, also der Erhebung und Analyse von Varietäten im Raum, im Register, im sprachlichen Medium und in der sozialen Schicht, jeweils im Zusammenhang mit den verschiedenen Arten der Herausbildung einer nationalen Sprachnorm, wie man sie etwa bei einer Gegenüberstellung der fast idealtypischen Ausprägungen in Frankreich einerseits und in Italien andererseits untersuchen kann. Auch hier eignet sich ein zunächst innerromanischer Vergleich als Grundlage und Ausgangspunkt für eine differenzierte, empiriegesättigte Diskussion der wesentlichen allgemeinen Fragen dieses Forschungsbereiches.

Im Ansatz finden wir eine solche vergleichend-romanistisch-universalistische Konzeption natürlich schon hie und da, so z.B. in verschiedenen Arbeiten E. Coserius und seiner Schule und explizit in unserem Sinne etwa bei P. Koch und W. Oesterreicher in ihren Studien zur konzeptionellen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Am Ende ihres Romanistischen Arbeitsheftes *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch* (1990, 239) skizzieren die Autoren folgende Perspektive: «Selbstverständlich könnte sich das vorgeschlagene Modell des Varietätenraums auch an anderen romanischen Sprachen bewähren, die traditionell gegenüber unseren drei Sprachen in der Forschung eher zurückstehen. Gleiches gilt natürlich für nichtromanische Sprachen. Für alle

Sprachen wäre es reizvoll, über die allgemeine Modellierung des Varietätenraums hinaus die universalen Merkmale der Nähesprache im Detail vergleichend zu erforschen». In der Varietätenlinguistik hatte die Frage nach den einzelsprachlichen und den universalen Anteilen etwa eines sprechsprachlichen Registers – also die Frage nach der jeweiligen Ausprägung des Universalen im Partikularen – ja immer schon ein besonderes Gewicht.

Um die Diskussion in der allgemeinen und theoretischen Linguistik und jene in der romanischen Sprachwissenschaft sozusagen miteinander kompatibel zu machen und die Forschungsergebnisse der Disziplinen direkt miteinander vergleichen zu können, bedürfte es freilich eines einheitlichen Modells und einer möglichst einheitlichen Beschreibungssprache. Es geht zum einen darum, dass die Vertreter der allgemeinen Linguistik die Äußerungen der Vertreter der Einzelphilologien zur Kenntnis nehmen (zumal diese dazuhin meist nicht auf Englisch publizieren), und zum anderen darum, dass Letztere insbesondere die Formallinguisten und deren Anliegen verstehen. Man braucht also ein Modell oder eine Theorie als tertium comparationis, das den Linguisten einen gemeinsamen Rahmen oder ein Raster an die Hand gibt, um die sprachlichen Daten bezüglich bestimmter Parameter zu beurteilen und genau die gleichen Fragen an die miteinander verglichenen Sprachen stellen zu können.

Wie wichtig ein solches einheitliches Modell oder Paradigma für den inneren und äußeren Erfolg sprachwissenschaftlicher Anstrengungen ist, beweisen die wissenschaftsgeschichtlichen Höhepunkte unserer Disziplin von den Junggrammatikern über die Sprachgeographie und die Strukturalisten inklusive der Dependenzgrammatik bis hin zur Generativen Grammatik. Dass es eben letzteres Modell ist, dem ein nicht geringer Teil der theoretisch und allgemeinlinguistisch orientierten jungen Romanisten anhängt, finde ich nicht gerade erhebend. Es ist aber keineswegs verwunderlich, da die Chomskygrammatik die am weitesten verbreitete linguistische Metasprache ist, derer sich viele, die an einer raschen Globalisierung ihrer Einfälle interessiert sind, gern bedienen. Hier sei nur ein an der Freien Universität Berlin laufendes Projekt *Grammatik und Grammatiktheorie der romanischen Sprachen* genannt, in dem offenbar eine vergleichende romanische Syntax im derzeit neuesten Chomsky-Format entstehen soll. Wer dem etwas entgegenstellen will, muß eine attraktive und überzeugende Modellalternative anbieten, die große Akzeptanz finden kann.

Es müsste ein Modell sein – um dies hier nur äußerst knapp zu skizzieren –, das die natürlichsprachliche Grammatik nicht irgendwie formal rekonstruiert, sondern ein Modell, dessen Einheiten den Ausdrücken und Kategorien der natürlichen Sprache möglichst genau entsprechen. Sprachliche Ausdrücke sind Instrumente eines bestimmten Typs und sollten daher auch im Modell als Instrumente dargestellt werden – als Instrumente mit der Funktion respektive der Fähigkeit, sich mit anderen Ausdrücken zu verbinden, um mit diesen zusammen komplexere Gebilde zu erzeugen, wobei der Prozess der Sprachproduktion und -rezeption in seiner raum-zeitlichen Linearität abzubilden ist. Dies gilt sowohl für die Syntax und die Morphologie als auch für die inhaltliche Seite der sprachlichen Zeichen und Operationen. Da die *raison d'être* der syntaktischen Strukturen der Transport von semantischen Strukturen ist, bzw. semantische Strukturen durch (morpho-)syntaktische wiedergegeben und durch diese bis zu einem gewissen Grad auch konditioniert werden, benötigen wir ein Modell, das – im Unterschied nicht nur zur Generativen Grammatik – die inhaltlichen Strukturen eines komplexen Ausdrucks analog und parallel zu den syntaktischen und morphosyntaktischen repräsentiert.

Um für den Vergleich tauglich zu sein, sollte das Modell einerseits abstrakt genug sein, um seine Repräsentationen möglichst einzelsprachunabhängig und für sämtliche sprachlichen Strukturphänomene formulieren zu können, andererseits aber auch genau und differenziert genug, um die Unterschiede der miteinander verglichenen Sprachen und Sprachstufen deutlich hervortreten und erkennen zu lassen. Das Modell muss in diesem Sinne geeignet sein, auch Sprachwandelprozesse angemessen als solche wiederzugeben, d.h. Strukturveränderungen und Reanalysen formal zu definieren. Dementsprechend muss es brauchbar sein für eine wesentliche Erfassung und klare Darstellung der großen typologischen Parameter, vor allem derjenigen, die in der Entwicklung der romanischen Sprachen aus dem Latein von Bedeutung sind, wie natürlich die morphosyntaktischen Zyklen von der Analyse zur Synthese, zu neuer Analyse und so fort. Das Modell sollte schließlich auch in der Lage sein, den kognitiven Zusammenhängen, die mentale Speicherung und Verarbeitung sprachlicher Daten betreffend, gerecht zu werden, um bestimmte Entwicklungsmuster in den romanischen Sprachen, wie z.B. den inner- und interparadigmatischen Ausgleich in der Flexionsmorphologie, auch vor diesem Hintergrund deuten zu können. Analoges gilt für die Daten des Spracherwerbs, also für die ontogenetischen Entsprechungen phylogene-

tischer Prozesse und Stufen, wie wir sie auch in den Kreolsprachen wiederfinden können.

Metatheoretisch wäre ganz generell zu fordern, dass man in der Linguistik eine möglichst allgemeine, allgemeinübliche (womöglich auch außerhalb der Linguistik) und deshalb allgemeinverständliche Wissenschaftssprache verwendet und nicht eine immer wieder ad-hoc verfügte und modifizierte wie in vielen zeitgenössischen Theorien. Das Modell sollte – wie schon angedeutet – eine gewisse Autonomie und eine vom modellierten Original unabhängige Existenz besitzen. Ein zunächst nicht speziell für die Beschreibung natürlicher Sprachen erfundenes Modell ist in dieser Hinsicht eher von Vorteil, da es nicht beliebig an die Strukturen der natürlichen Sprache angepasst werden kann und daher imstande ist, selbst als Vergleichsinstanz zu fungieren. Ich meine, dass das Modell, das allen diesen Anforderungen am ehesten entspricht, die Kategorialgrammatik ist – zumindest im Bereich der Grammatik im weiteren Sinne, einschließlich Morphologie und Wortbildung. Interessant ist an diesem Modell nicht nur der Formalismus als solcher, sondern die diesem zugrundeliegende substantielle Konzeption von Sprache und Sprechen.

Abschließend sei noch hinzugefügt, dass es überhaupt angezeigt erscheint, klarer und genauer als bisher üblich kundzutun, worauf man hinaus will, d.h. welche Erkenntnisinteressen und -ziele man verfolgt, welches die Motive für die jeweilige Forschungstätigkeit und die Wahl eines bestimmten Modells und einer bestimmten Methode sind, wofür – aber auch für wen, für welche Zielgruppe – man schreibt, also wofür und für wen (außer dem engen Kreis von Fachkollegen) die eigene Forschung von Interesse sein kann. Dies ist in heutiger Zeit, in der verkaufsfördernde Selbstdarstellung und günstige Außenwirkung so wichtig geworden sind, von Bedeutung für unsere Selbsterhaltung – es ist aber auch dazu angehtan, durch die Kundgabe von Prämissen und Intentionen den Theorienstreit zu versachlichen und zu entpolarisieren.

Bibliographie

- Coseriu, Eugenio, *Das romanische Verbalsystem*, Tübingen, Narr, 1976.
 Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf, *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch* (Romanistische Arbeitshefte, vol. 31), Tübingen, Niemeyer, 1990.
 Mair, Walter N., *Expressivität und Sprachwandel. Studien zur Rolle der Subjektivität in der Entwicklung der romanischen Sprachen*, Frankfurt, Lang, 1992.

- Stark, Elisabeth/Wandruszka, Ulrich (edd.), *Syntaxtheorien. Modelle, Methoden, Motive*, Tübingen, Narr, 2003.
 Wandruszka, Ulrich, *Studien zur italienischen Wortstellung. Wortstellung – Semantik – Informationsstruktur*, Tübingen, Narr, 1982.
 Wandruszka, Ulrich, *Zur Suffixpräferenz. Prolegomena zu einer Theorie der morphologischen Abgeschlossenheit*, *Papiere zur Linguistik* 46:1 (1992), 3-27.
 Wandruszka, Ulrich, *Syntax und Morphosyntax. Eine kategorialgrammatische Darstellung anhand romanischer und deutscher Fakten*, Tübingen, Narr, 1997.
 Wandruszka, Ulrich, *Über den Nutzen formaler Modelle der natürlichen Sprache*, *Papiere zur Linguistik* 60:1 (1999), 31-50.
 Wandruszka, Ulrich, *Über die Bedeutung des romanischen Konjunktivs und die Geburt des Nebensatzes*, *ZrP* 116:1 (2000), 56-71.
 Weinrich, Harald, *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, München, Beck, 2001.
 Werner, Heinz, *Haben sich Linguistik und Literaturwissenschaft noch etwas zu sagen? Zum Verhältnis von Philologie, Sprachwissenschaft und Linguistik*, in: Frank-Rutger Hausmann/Harro Stammerjohann (edd.), *Haben sich Sprach- und Literaturwissenschaft noch etwas zu sagen?*, Bonn, Romanistischer Verlag, 1998, 161-189.